



Nr. 1.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1921.

Mensch und Heimat.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Wolff, Landesgeologe, Frohnau b. Berlin.

So beweglich wir Menschen sind, so sind wir doch wurzel-echte Kinder unserer Heimat Erde gleich den Bäumen und Blumen, nur in anderer Weise. Denn wir sind es nicht nur leiblich, sondern auch seelisch. Einen Baum kann man in andre Gegend verpflanzen, und er wird auch dort gedeihen, wenn Himmel und Erde ihm zusagen; sind sie aber von fremder Art, so verkümmert er. Sind die Unterschiede erträglich, so strebt er, sich ihnen mit seinen Kräften anzupassen, und seine Nachkommen nehmen allmählich eine veränderte Art an; ein Apfel bleibt wohl ein Apfel, aber Geschmack und Duft des kalifornischen oder australischen Apfels sind anders als die des deutschen, und nicht das sonnige Rheinland, sondern nur das herbe Schleswig-Holstein konnte den würzigen Grauensteiner hervorbringen.

Auch den Menschen kann man verpflanzen, und in gewissen Grenzen sind Luft und Erde ihm überall zuträglich. Sein Anpassungsvermögen ist vielleicht noch größer als dasjenige von Tier und Pflanze, denn es wird von Verstand und Willen unterstützt. Er reagiert aber auch viel feiner auf alle Dauereinwirkungen und zeigt eine so zarte Abstufungsreihe der äußeren Erscheinung und geistigen Mischung, wie sie kaum die allerfeinste Farbenskala für geschulte Augen darbietet. Das Wunderbare daran ist ihre Beweglichkeit und unendliche Entwicklungsfähigkeit. Noch heute, vor unsern Augen, bilden sich neue, eigenartige Rassen. Wir brauchen nur an Nordamerika zu denken, wo unter bestimmten Landes-, Staats- und Kulturbedingungen die fremdartigsten Bevölkerungselemente des Auslandes immer wieder zu derselben, charaktervollen Völkerart umgeschmolzen werden.

Wir Niederjachsen und Friesen nennen uns gern Eingeborene unserer Heimat im strengsten Sinn, und wirklich sind wir das seit Jahrtausenden. Aber doch nicht ohne öfteren Zustrom fremden Blutes, der immer wieder die Zähflüssigkeit, Salz und Farbe unsrer alten Art angenommen hat. Und einmal in grauer Vorzeit sind auch wir aus der Fremde in dieses Land gekommen und haben Eigenschaften mitgebracht, die hier erst eingepaßt werden mußten. Die Urbevölkerung unserer Heimat stammt unzweifelhaft aus dem Süden, vielleicht aus Frankreich, denn der Norden war bis zu ihrer Einwanderung eine Eiswüste. Gewaltig haben wir uns gewandelt seit jener Zeit, und die Natur hat sich mit uns und durch uns gewandelt. Als armfellige Jägerhorden kamen die ersten Menschen hierher; der Heidejäger, der mit den Augen und Sinnen eines Löwen tagelang hinter dem „Mordhirsch“ pürscht oder dem Eber auf der Fährte sitzt, mag wohl noch einen Tropfen ihres unsteten Blutes in sich verspüren. Muschelseffer, Wurzelgräber, abergläubische Beerenpflücker und für den Winter mit der Hacke einige Feldfrüchte anbauende Hüttenwähler gehören in unsre fernste Ahnenreihe. Mißgunst und Krieg, unser ewiges Erbe, herrschten unter diesen Horden. Aber je mehr ihre Zahl zunahm, je nachdenklicher sie für Sommer und Winter zu sorgen hatten, um so mehr wurden sie auch zur Verbesserung ihrer Kultur und zur Ausbildung fester, menschenverbindender Sitten hingeführt. Aus den unstäten Ausbeutern der Urwälder und Gewässer wurden seßhafte Bauern, zielbewußte Pfleger und Verteidiger der Heimat Erde. Denn diese gab ihnen ja alles, wurde von ihnen bezwungen und zwang sie doch ganz in ihren Bann. Sie bot ihnen die Orte leicht bestellbaren, fruchtbaren, sandig-

lehmigen Ackerbodens, wo sie an Quelle und See ihre Siedlungen anlegen und ihre Ernten einbringen konnten. Sie bot ihnen, was sie heute, im Zeitalter des Stahles und der Kohle, hier nicht mehr bietet: den besten, handgerechtesten Stoff für ihre Werkzeuge und Waffen, den harten, scharfen, unübertrefflichen Feuerstein. Jahrtausende hindurch haben sich unsre Vorfahren mit diesem einheimischen Stoff begnügt, an dem sie ihre Kunstfertigkeit zu erstaunlicher Vollendung entwickelten. Die feinsten Beile, die zierlichsten Sägen, Sichel, Messerschneiden, Speer- und Pfeilspitzen, Dolche und Bohrer haben sie aus diesem Gestein angefertigt, und niemals ist die Kultur so vollkommen bodenständig, so einheitlich und geschlossen norddeutsch gewesen wie in jenem Zeitalter. Erst mit der Entwicklung des Handels, der das Kupfer, das bronzehärtende Zinn und nachmals das verführerische Gold und die andern Metalle ins Land brachte, kam ein internationaler Einschlag hinzu, bis im Zeitalter des Eisens, das ehemals mit einheimischer Holzkohle aus einheimischen Sumpferz in bescheidenen Rennfeuern erblasen wurde, noch einmal ein heimatischer Werkzeugsstoff zur Geltung gelangte. Die riesige Kulturentwicklung der Neuzeit, der unser eigenartiger Boden nicht Genüge tun konnte, hat diese stolz-beschriebene Unabhängigkeit wieder zerstört.

Das Salz unsres Blutes, der Kalk unsrer Knochen, der Phosphor, das Eisen, der Schwefel und die Flußsäure in unsern Zähnen, unsern Muskeln und Sehnen, sind sie nicht, wenn auch vermittelt durch tierische und pflanzliche Nahrung, ein Geschenk des heimatischen Bodens? Bestimmt nicht auch heute noch, wo wir uns so frei wähnen, die Natur ganz und gar unsre Arbeit und somit auch die durch Arbeit und Nahrung entwickelte Gestalt unsrer Hände, Füße, Arme und Gesichter? So und nicht anders kann der Bewohner der fargen Geest, des dürftigen Moores, der üppigen Marsch oder der fruchtbaren Ebene aussehen, und mögen auch ungezählte Kinder aus helleren, gesegneten Strichen Deutschlands einwandern, unser Land wird sie immer wieder in diese, allein wahre und gesunde Gestaltung hinein-zwingen! Immer wieder wird der ferne, unbeengte Horizont dem Blick diese Richtung ins Weite immer wieder der Salzwind der See dem Antlitz diese schärfere Prägung und Rötlichkeit und der feuchte, matte, so selten voll durchsonnte Himmel dem Haar die unverdunkelte, lichtsaugende Flachsfarbe, den Augen die lehn-süchtig-klare Bläue verleihen. Und auch die Seele aller künftigen Geschlechter unsrer nordischen Heide wird schweigsam in die Ferne träumen, wird wägen, sinnen und rechnen, wird die Freiheit lieben, die keine Felswand und keine von Menschen aufgerichtete Schranke beengt, und wird glauben an die Sterne droben und an das, was hinter den Sternen liegt. Das graue Meer, durch uns bezwungen und eingedämmt, wird immer von neuem zu kühner Seefahrt an ferne Küsten locken, wird seine Söhne zu Kampf und Ueberwindung, zu treuer Kameradschaft und segensreicher Arbeitsgemeinschaft erziehen. Strenge Arbeitsamkeit, kluge Voraussicht und Treue des Herzens, das sind die seelischen Eigenschaften, die unsre geliebte Heimat nach unwandelbaren Gesetzen von ihren Kindern fordert und erlangt.

Durch die „Wurster Wüste“.

Von

Konservator Fr. Plettke, Geestemünde.

Anfang September bot sich mir die längst erwünschte Gelegenheit, die fogen. Wurster Heide auf einer Tageswanderung näher kennen zu lernen, und zwar denjenigen Teil, süd-östlich von W i d l u m gelegen, den man in seinem gegenwärtigen

Zustande unbedenklich als die „Wurster Wüste“ bezeichnen darf. Es handelt sich hier nämlich um den Teil des Bederkesaer Forstes, der 1915 durch einen gewaltigen Waldbrand vernichtet wurde und noch heute als unbebaute, schwarze Brandfläche daliegt.

Gerade, weil man zu dieser Einöde von der fruchtbaren Wurster Marschebene aufsteigt, wirkt der scharfe Gegensatz umso überwältigender, und hinterläßt einen Eindruck, den man nie vergessen wird.

Es empfiehlt sich wohl kaum, eine solche Wanderung mutterseelenallein zu unternehmen, andererseits aber erst recht nicht, einen beliebigen Bekannten als Wandergenossen zu wählen! Ich hatte eine sehr glückliche Wahl getroffen; mein Begleiter, ein junger Göttinger Zoologe, der auf dem besten Wege ist, sich zu einem tüchtigen Heimatforscher zu entwickeln, teilte durchaus meine Interessen und trug nicht wenig dazu bei, unsern Wandertag trotz der furchtbar öden Umgebung, in der wir ihn verlebten, zu einem leuchtenden innern Erlebnis zu machen.

Vom Bahnhof Cappel-Midlum, wo wir bald nach 10 Uhr eintrafen, erreichten wir nach gut halbstündiger Wanderung in Midlum den Rand der Marschebene. Daß wir hier den sandigen Gieftboden betreten hatten, kündigte uns sofort die Kornblume an, die bekanntlich in der Wurster Marsch nicht heimisch ist. Auch ein kleiner Bach mit klarem Quellwasser verriet uns den beginnenden Aufstieg zur Gieft. Morastige Stellen auf der Wiese an seinem Ufer sind auf Quellen zurückzuführen, die hier am Fuße der Hohen-Lieth hervorbrennen; in der Marsch sind Quellen unbekannte Erscheinungen.

In Midlum biegen wir nach Süden ab und erreichen nach kurzer Zeit den kleinen Ortsteil Sorthum, 1280 zuerst urkundlich erwähnt und „Sutherim“ genannt = Südheim, im Gegensatz zu dem nördlich von Midlum gelegenen Northum (1139: „Northim“ = Northheim).

Von Sorthum aus folgen wir in südöstlicher Richtung dem Wege nach Neuenwalde und beginnen den Aufstieg zur Hohen-Lieth, die sich bekanntlich als Gieftstrücker von Lehe nordwärts bis Cuxhaven hinzieht.

Zunächst begleiten noch magere Ackerfelder an beiden Seiten unsern Weg. Hauptsächlich werden hier als Feldfrüchte Roggen, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln und Steckrüben gebaut; aber auch ein noch nicht abgeerntetes Sommerweizenfeld findet sich dazwischen als sehr auffallende Erscheinung in dieser Umgebung. Wie uns die Sonde verrät, ist der Boden überall nur außerordentlich flach gepflügt, des schlechten Untergrundes wegen, wie uns ein pfugender Landwirt auf unsere Frage mitteilt.

Auf der Höhe beginnt dann die weite Wurster Heide, und unser Weg führt direkt in das erwähnte, unendlich öde Brandfeld des zur Oberförsterei Bederkesa gehörenden Forstgebietes hinein, das im Westen durch den üblichen Blaggenwall mit Graben begrenzt wird. Die damals noch ziemlich jungen Kiefernplantagen sind 1915 durch den Brand vollständig vernichtet worden; nur an wenig Stellen zeigt sich wieder das erste Grün am Boden.

Wer mit Genuß durch solche einsame Gebiete unserer Heimat, wie das Brandfeld vor uns liegt, wandern will, der muß den Mut finden, vom Wege abzubiegen und „querfeldein über Stod und Stein“, ein bestimmtes, festes Ziel im Auge, in die tiefste Einsamkeit einzutauchen!

Unser erster Zielpunkt ist das Hügelgrab im Jagen 177, dessen Höhe über M. das Meßtischblatt Midlum mit 29,3 Meter angibt. Der Durchmesser des Hügels in Nord-Südrichtung beträgt 29 Meter, seine Höhe zirka 2 Meter. Er ist zwar mehrfach angegraben worden; die Hauptgrabanlage scheint aber noch nicht berührt zu sein. Eine nahe über dem Fuß herumlaufende Furche spricht dafür, daß der äußere Steinkranz, falls ein solcher vorhanden war, bereits entfernt worden ist. Aus welcher vor-geschichtlichen Zeit dieser Grabhügel stammt, läßt sich ohne vorherige Untersuchung seines Inhalts nicht mit Bestimmtheit sagen; wahrscheinlich wird er der älteren Bronzezeit angehören; aber auch die letzte Periode der jüngeren Steinzeit könnte in Frage kommen.

Da die Höhe von 29 Meter die bedeutendste in der ganzen Wurster Heide ist, genießt man von diesem Grabhügel aus einen umfassenden, herrlichen Fernblick: im Westen über die Wurster Tiefebene bis zur Weser, nach den übrigen Himmelsrichtungen über die Wurster Heide, in der näheren Umgebung über die schwarz gähnende Dede des Brandfeldes.

Unser nächstes Wanderziel bildet eine geschlossene Gruppe von zehn niedrigen, flachgewölbten Grabhügeln, die im Südosten am Rande des Brandfeldes auftauchen.

Bei dem Gang über das abgebrannte Forstgebiet ist es sehr auffallend, wie wenig sich dasselbe seit 1915 erholt hat. Zwischen den vernichteten Kiefern, von denen noch ein größerer Teil skelettartig erhalten geblieben ist, tauchen nur ganz vereinzelt einige diesjährige grüne Stodauschläge der reichhaarigen Birke auf. Stellenweise beginnen auch die Heidebejagen und das harte Bantgras durchzugrünen; seltener schließt sich ihnen die gemeine Heide an, kleine kümmerliche, hellgrüne Blattrosetten treibt hier und dort die Berg-Arnica. Die einzige blühende Pflanze ist der gelbe Heidecker; einige kümmerliche Exemplare des schmalblättrigen Weidenröschens, das sonst auf allen Wald-

blößen in Unmassen aufzutreten pflegt, haben es noch nicht gewagt, ihre rosenroten Blütentrauben zu erschließen.

Der armseligen Flora entsprechend ist auch die Tierwelt nur in ganz vereinzelten Exemplaren weniger Arten vertreten. In größerer Entfernung vor uns erhebt sich ein lerdengroßer Vogel, taucht aber sofort Schutz suchend in das schwarze Brandfeld zurück, so daß es uns trotz des Feldstechers nicht gelingt, die Art zu bestimmen. Der unvermeidliche Feldhase fehlt natürlich auch hier nicht, kommt uns aber während unserer Streifereien nur in einem Exemplar zu Gesicht. Als einmal vorübergehend die Sonne ihren warmen Schein über das Diefeld ergießt, gaukelt ein bunter Schmetterling, der Admiral, der durch seine Farbenpracht in einen scharfen Gegensatz zu der Umgebung tritt, vorüber, und vor unsern Füßen erhebt sich zu einem kurzen stoßweisen Fluge ein grüner Sandkäfer. Daß sich auch hin und wieder eine Schlange hierher verirrt, beweist uns ein sogen. „Natternhemd“, die bei der Häutung abgestreifte Epidermis eines solchen Tieres; es ist wohl nicht anzunehmen, daß dieses zarte Gebilde sich aus der Zeit vor dem Brande erhalten haben könnte.

Lange haben wir schon vergeblich nach einem menschlichen Wesen ausgeschaut; endlich sehen wir fern im Osten ein Bauern-gefährt, das von zwei Personen begleitet wird, langsam durch die Heide ziehen. Wir sind also an diesem Tage doch nicht die einzigen denkenden Wesen in der „Wurster Wüste“!

Bald ist dann die Hügelgräbergruppe am Ostrande des Brandfeldes (Jagen 176) erreicht und nimmt unser Interesse im höchsten Maße in Anspruch. Der Durchmesser der einzelnen Hügel schwankt zwischen 10 und 12 Meter und erreicht nur in einem Falle 15 Meter; die Höhe beträgt 0,60 bis 1,15 Meter. Bei der Anlage des Kiefernwaldes sind zwar alle bis auf den Haupthügel überpflügt worden, und die Mehrzahl zeigt Spuren leichter Angrabungen (nur der Haupthügel stärker); aber die Sonde stößt bei den meisten in der Mitte noch auf Packungen von faust- bis kopfgroßen Steinen. Da weder der Pflug noch die Angrabungen Steine, Scherben oder kalzinierte Knochen nach oben befördert haben, ist anzunehmen, daß die Grabanlage in allen Hügeln noch unverfehrt ist.

Die geringe Höhe und die flache Wölbung der Hügel bei einem Durchmesser von meist 10 bis 12 Meter, sowie ihr Auftreten in einer geschlossenen Gruppe lassen auf Grund einer 1913 von mir bei Nordholz veranstalteten Grabung vermuten, daß es sich um Grabanlagen der frühen Eisenzeit handelt (Jagtorfstufe, 600 bis 300 v. Chr.). Hügelgräber dieser Zeit sind mir bisher im Kreise Lehe nur aus Nordholz bekannt geworden, wo sich auf der Heide südöstlich vom Bahnhof eine ebensolche geschlossene, aber noch aus weit mehr Hügeln bestehende Gruppe befindet. Als 1913 durch die schnell fortschreitende Erweiterung einer Sandgrube einige Hügel dieser Gruppe stark gefährdet waren, gab dies die Veranlassung zu der erwähnten Grabung, wobei zwei Hügel von zirka 1 Meter Höhe und 10 Meter Durchmesser untersucht wurden. In beiden fanden sich in Steinpackungen des zentralen Teils Urnen und Beigaben der Jagtorfstufe, und es ist anzunehmen, daß auch die benachbarten, wie in der Wurster Heide dicht gescharten Hügel der frühen Eisenzeit entstammen.

Das Wiederauftreten von Grabanlagen in Hügeln, nachdem in der vorausgehenden letzten Bronzezeit bei uns sonst anscheinend allgemein Bestattungen in Flachgräbern üblich geworden waren, könnte wohl darauf hindeuten, daß damals ein neuer verwandter Volksstamm einwanderte und sich zwischen die anscheinend seit der älteren Bronzezeit bei uns ansässige germanische Bevölkerung einzuschließen versuchte, wie es scheint, allerdings mit geringem Erfolg; denn bis zur Einwanderung der Sachsen von jenseits der Elbe (um 200 n. Chr.) zeigt die typologische Entwicklung des Kulturgutes unserer einheimischen germanischen Urbevölkerung eine derartige Stetigkeit, daß eine stärkere Unterbrechung der Entwicklung infolge einer Ab- und Neueinwanderung kaum anzunehmen ist. Nur, wie gesagt, in der frühen Eisenzeit zeigt sich ganz lokal ein Vorgang, der wohl in einem solchen Sinne gedeutet werden könnte.

Die Hügelgruppe im Jagen 176 ist demnach, vorausgesetzt, daß meine Vermutung über ihre Datierung sich als richtig erweisen sollte, für die vorgeschichtliche Forschung unserer engeren Heimat von ganz besonderem Interesse. Aus diesem Grunde und wegen der verhältnismäßig guten Erhaltung der ganzen Gruppe ist auf ihre weitere Erhaltung vom Standpunkte der Denkmalpflege besonderer Wert zu legen.

Unweit der Hügelgräbergruppe überschreiten wir die Ostgrenze des Bederkesaer Forstes und gelangen in ein weites Heidegebiet, das 1915 von dem Brande verschont geblieben ist. Da es etwas niedriger als der Forst liegt, ist es mit ziemlich üppigem Heidewuchs bedeckt. Leider ist die Blütezeit der Heide hier schon beendet; einige Wochen früher muß der Gegensatz dieser blühenden Heide zu dem schwarzen öden Brandfeld ein außerordentlich auffallender gewesen sein.

Wir setzen unsere Wanderung in südöstlicher Richtung fort, um den beiden stattlichen Hügelgräbern, die vor uns aufsteigen, einen Besuch abzustatten. Von unsern Tritten aufgeschreckt, erheben sich drei nicht näher zu bestimmende Vögel von der Größe und dem Gebahren eines Regenpfeifers; auch ein Sperber streicht vorüber, und als wir den ersten der beiden Hügel erreicht haben und vor einem Regenschauer in einem „Buddeloch“ an der Ostseite des Hügels Schutz suchen, nähert sich von Norden

her ein Mäusebussard, der, als er uns eräugt hat, von seiner bisherigen Flugbahn in einem weiten Bogen nach Osten abweicht.

Da der Regen leider andauert und sich auch der östliche Horizont mit dunklem Regengewölk umlagert, muß die Rückwanderung angetreten werden, ohne dem zweiten Hügel, der durch seinen etagenartigen Bau unser Interesse in ganz besonderem Maße gefesselt hatte, erreicht zu haben.

In der Heide finden wir an einer einzigen Stelle einen kleinen grünen Rasen der Bärentraube mit ihren hellroten Beeren; aber auch dieser beachtenswerte Fund vermag uns auf unserer Rückwanderung nur einen kurzen Augenblick zu fesseln. Der Regen macht den Aufenthalt in der nassen hohen Heide doch gar zu ungemütlich; Schuhe und Gamaschen füllen sich mit Wasser und werden immer schwerer.

Wir freuen uns nicht schlecht, als wir endlich das trockenere Brandfeld wieder erreicht haben, mag es unter dem Einfluß des Regens bei gewisser Beleuchtung in seiner Farbe auch die größte Ähnlichkeit mit blankgewaschenen Stiefeln erlangt und einen Ausdruck der Dede und Trostlosigkeit erreicht haben, der einfach nicht mehr zu überbieten ist!

Als wir den Abstieg zur Marjch beginnen, zerstreut sich das Regengewölk, und die Abendsonne nimmt im Verein mit dem Winde der Hausfrau daheim die Sorge um das Trocknen unseres Wanderanzuges ab. Am Bahnhof Cappel-Midlum fühlt man sich nach einer Tasse heißen Bohnenkaffees schon wieder ganz gemütlich. Die „Wüstenfahrt“ hat uns trotz der Durchnässung nichts geschadet, so daß die Erinnerung an diese eigenartigste Wanderung, die ich seit Jahrzehnten in unserer engeren Heimat zu verzeichnen hatte, durch keine üblen Folgen getrübt worden ist.

Der Steinberg bei Bremervörde.

Von

Landwirt August Bachmann, Bremervörde.

Aus dem unseren heimatlichen Regierungsbezirk in nord-südlicher Richtung durchziehenden Niederungsgebiet, dem „Bremervörder Tal“, in dem auch die Oste vornehmlich in ihrem Unterlauf sich ihr Bett gegraben hat, und das im Norden durch die Höhen der Lamsfelder Gegend stark eingengt wird, im Süden dagegen in dem mächtigen Teufelsmoor große Ausdehnung annimmt, ragt, eng verbunden mit dem Höhenmassiv der Höhe mit dem sagenumwobenen Pliethenberg, eine ansehnliche Höhe auf, der Steinberg. Weit hinaus über die Grenzen des Bremervörder Landkreises ist er sichtbar, doch im allgemeinen wenig bekannt. Er gehört zu den letzten Gliedern des „Südlichen Höhenzuges“ der norddeutschen Tiefebene, der in der hohen Dieth bei Tughaven am Meere sein Ende findet. Zu der das „Bremervörder Tal“ unmittelbar bei Bremervörde durchquerenden Geestbrücke, die oft genug durchziehenden Heeren als Pfad durch das sonst kaum passierbare Tal diente, bildet der Steinberg einen mächtigen Brückenpfeiler.

Der Kamm des Steinberges streicht in nord-südlicher Richtung. An seiner höchsten Stelle erreicht er eine Höhe von 30 Meter über dem Meere, eine für unsere Flachlandverhältnisse nicht unbedeutende Höhe. Einen weiten Rundblick gewährt der Berg. Unten liegt auf niedrigem Geesthügel das alte „Vörde“ mit seiner die Stadt beherrschenden Kirche. Das Weichbild erfüllt helles Wiesengrün, ins Braun der Moore übergehend; den Hintergrund dazu bildet das dunkle Grün mächtiger Wälder (Hornerholz, Bevenner Wold). Ueber einen Kranz von Dörfern, die nur wenig aus hellerem Laubgebüsch hervorstechen, hinweg verliert sich der Blick zu Höhen in weiter, blauer Ferne. Nur nordwärts hindert die Höhe den Ausblick. Das tut dem Ganzen jedoch nur wenig Abbruch. Sie bildet zu dem wechselvollen Gemälde vom südlichen Teil des „Bremervörder Tales“ ein dunkles Rahmenstück, von dem jenseits vom Pliethenberge aus man das Bild des nördlichen Teils vor Augen hat.

Die Hänge des Berges, besonders den sanft ansteigenden Osthang, bedecken wie Matten mit wechselnder Tönung Getreidefelder; am Westhang herrscht dagegen noch die braune Heide mit Kiefernwaldungen vor. Doch leider erfährt der Pflug immer mehr den alten Heideboden, und mit den Waldungen räumt die Axt auf. Schon in frühester Jugendzeit durchstreifte ich die braunen, von Eichengebüsch und den Kiefernwaldungen unterbrochenen Heideflächen. Einsame Blumen fand ich dort, die mir immer wieder neue Freude bereiteten. Nie vergesse ich, wie ich dort zum ersten Male auf den Berg-Wohlverleih, die Arnica, stieß. Tiefer Friede lag fast stets auf dem Berg; nur selten unterbrachen Laute die Stille. Häher trächzten dann heiser in den Eichenbüschen, oder wilde Tauben gurrten. Doch in den dunklen Kiefernwäldern sang nur der Wind sein ewiges Lied. Senen Alten, die in den Heidegräbern, versteckt unter Gebüsch und Tannen, schlummern, raunt er Melodien zu, Melodien, die er ihnen einst durch ihre Heide säufelte oder in wildem Sturm durch ihre Eichen brauste, als sie hier noch mit ihren steinernen Waffen, die noch heute verloren in der Heide liegen, den Bären jagten.

Bei meinen zahlreichen Gängen nach diesem Berge wandte ich im Laufe der Jahre mein Interesse mehr und mehr den in

der Heide liegenden und in Aufschlüssen zu Tage kommenden Gesteinen und Versteinerungen zu. Doch ehe ich davon erzähle, will ich etwas über die Entstehung unseres Berges voranschicken.

Noch in das Zeitalter der Urmenschen, in die vorletzte Eisperiode, das Diluvium, fällt die Entstehung des Steinberges. Die Eiszeit, hervorgerufen durch bis jetzt nicht völlig geklärte Ursachen, hat mit ihren gewaltigen, unwalzenden Eismwirkungen ihn gebildet und geformt. In dieser Zeit, die allerdings von wärmeren Zwischeneiszeiten unterbrochen wurde, drangen von den nordischen Hochgebirgen gewaltige Gletscherströme über das Ostseebecken hinaus vor, unser Land bis zu den Mittelgebirgen mit einer Eisdecke von nicht geringer Mächtigkeit überziehend. Ungeheure Schuttmassen an Fels- und Schichtgesteinen, die das Eis in den skandinavischen Hochtälern und auf seinem Wege in sich aufnahm, schaffte es in unsere Heimat, um sie hier dann bei seinem Abschmelzen als Geschiebe abzulagern. Aus diesem Material besteht unser Berg; doch vielleicht birgt er in seinem innersten Kern ein älteres Schichtgebirge, das von den Gletschern nur mit einem Geschiebemantel überdeckt wurde.

Aufschlüsse, Sand- und Kiesgruben, verraten die Ablagerungsverhältnisse des Geschiebematerials. Horizontal und vertikal meist der Berg in Einzelablagerungen und Schichten große Verschiedenheit auf. Geschiebesand mit großen und kleinen Steinen wechselt mit oft schmalen Ablagerungen von Geschiebemergel von brauner oder grauer Farbe, untermischt mit Kreidestücken; dann wieder folgen nebeneinander ein feiner Sand, vielleicht Flugsand, Blocklehm und Kies mit Blockpackung aus mittelgroßen starkgerundeten Gesteinsstücken verschiedenster Art. Der häufig vorkommende reine, weiße Sand ist ein Produkt der abfließenden Schmelzwasser, die ihn auswuschen. Das Ganze überlagert der ungeschichtete Geschiebedecksand.

Die in den Schichten des Steinberges wahllos durcheinander lagernden Geschiebestücke sind von größter Mannigfaltigkeit. Material aus Formationen aller großen Erdzeitalter ist zum Teil sogar mit zahlreichen Ueberresten von Lebewesen, in Einschlüssen, Abdrücken und Steinkernen erhalten, vorhanden. Das Präkambrium, das von Lebewesen noch fast völlig freie Erdzeitalter, das Zeitalter der Entstehung des Grundgebirges und der ersten darauf sich ablagernden Schichtgesteine, ist an Felsgesteinen mit Granit in verschiedenen Arten, Gneis, Quarzit und einem besonders beachtenswerten Gestein, der in Ost-Schweden ausgedehnte Lager bildenden Hälleflinta vertreten. An Schichtgesteinen dieses Zeitalters sind hier eigentlich nur schwer herzuführende rote Sandsteine zu finden. Aus dem folgenden großen Erdzeitalter, der Primärzeit, der Zeit des erwachenden Tier- und Pflanzenlebens, bescherte mir der Steinberg einen außerordentlich wichtigen Fund, nämlich ein der zweiten Epoche dieses Zeitalters, der Silurzeit, entstammendes Stück roten Orthocerenkalkes mit Einschlüssen von Arten der Gattung Orthoceras, Geradhorn. Diese Tierart gehört zu den Kopffüßlern, die uns heute allgemein in Tintenfischen gut bekannt sind. In den nachfolgenden Erdepochen verschwanden die Orthoceren bald völlig wieder. Ueber den Fund war ich nicht wenig erstaunt und erfreut; es ist in unserer Gegend vielleicht der erste dieser Art. Beheimatet ist der Orthocerenkalk in S.-D.-Schweden und dem von der Ostsee bedeckten Siltgebiet zwischen Schweden und Estland.

Einen ähnlich seltenen Fund lieferte mir der Steinberg in dem vielfach erwähnten und umstrittenen weißgepressten Feuerstein, der dem zweiten großen Erdzeitalter, der Sekundärzeit, und zwar der letzten Epoche derselben, der Kreidezeit, angehört. Die Heimat dieses Gesteines ist die Gegend von Kristianstad in Schonen. Als Geschiebe verbreitet ist es bis nach Holland und konnte deshalb auch in unserem Heimatgebiet vermutet werden.

Die Kreidezeit lieferte aus ihren Ablagerungen im Ostseegebiet dem Steinberg überhaupt ein an Versteinerungen außerordentlich reiches Geschiebematerial, das uns besonders in dem allgemein bekannten, allorts zu findenden Flint- oder Feuerstein, dem Hornstein und den dänischen Kalken, besonders dem Saltholmkalk, entgegenritt. Eine formenreiche Meeresfauna hat sich darin erhalten. Die Kleinlebewesen sind meist nur in mikroskopisch kleinen Formen vorhanden. Von Pflanzentieren, den Coelenteraten, finden sich Teile von Korallen und besonders von Schwämmen, die ich in verschiedenartigen Erhaltungszuständen vorfand. Die Stachelhäuter bieten eine mannigfaltige Formenwelt. Die dazu gehörenden Crinoiden oder Seeilien kommen sehr häufig vor in Abdrücken von einzelnen Stielstücken, Längsseiten und Querschnitten derselben. Manchem Leser werden gewiß schon die kleinen, meist fünf-eckigen oder runden Abdrücke der Stielquerschnitte in Feuersteinstücken aufgefallen sein. Seeesterne sind ebenfalls stets nur mit Abdrücken einzelner Schalenstücke vertreten. Dann die bekannten Seeigel, die in den hübsch gefärbten und mit Lochleisten versehenen Steinkernen erhalten sind. Im Volke sind sie allgemein als Gewitter- oder Donnersteine bekannt. In vielen Häusern, besonders auf dem Lande, verwahrt man sie denn auch als Schutz gegen Blitzgefahr. In einer Reihe von Arten bietet sie der Steinberg, besonders auch in den sehr verschieden geformten Stacheln dieser Tiere, die in Stab-, Kugel- und Keulenform erscheinen. Winzige Moostierchen, Bryozoen, überziehen und durchsetzen in Kolonien und Stöcken die Kreidegeschiebe. Armkriemer und Muscheln finden sich nicht selten als Kerne und

Abdrücke. Schnecken sind dagegen sehr selten. Neben unbedeutenden Resten wurde mir nur ein schöner Schneckenfund aus dem Geschiebesand des Steinberges zuteil, eine in Saltholmkalk gebettete, lange, turmförmige Art, der Gattung Nerinea angehörig. Fast ebenso selten und nur in stark abgewitterten Teilstücken lieferte mir unser Berg die im Volksmunde als Donnerkeile bezeichneten spitzen Endstücke der Hülle von Belemniten, einer Art der Tintenfische der Kreidezeit. Reste von höher entwickelten Tieren, von den Wirbeltieren, sind mir von unserem Berg bis jetzt nicht in die Hände gefallen. Auf Spaltflächen der Feuersteine und anderer Kreidegeschiebe finden sich häufig moosähnliche Figuren; es sind dies keineswegs Versteinerungen, sondern Niederschläge von eisen- oder manganhaltigem Wasser, das in die Spalten eindrang und dort nach seiner Verdunstung diese wunderlichen Figuren hinterließ. Es sind die sogenannten Dendriten.

Das dritte Zeitalter des Lebens auf der Erde, die Tertiärzeit, erfüllte neben häufigen Meeresüberflutungen unsere Heimat mit einer paradiesischen Landschaft, die dann später durch die erbarmungslosen Eisinvansionen einer völligen Zerstörung anheimfiel. Geschiebematerial dieser Zeit ist in unserem Berg nur spärlich aufbewahrt. Ein Braunkohlenstück, ein hier sehr seltenes Geschiebe, das ich im Mergel des Steinberges fand, ist ein Zeuge aus dieser Zeit. Es kündet von dem starken Pflanzenwuchs dieses wunderbaren Zeitalters, in dem in fruchtbaren Flußtälern, in denen auch wohl die Wiege unseres Menschengeschlechts stand, Pflanzenfresser friedlich beisammen weideten. Das biblische Paradies!

Häufiger kommen aus den Schichten des Steinberges Eisenbildungen zum Vorschein. Es sind die sogenannten Eisengeoden, an denen ich in wenigen Fällen Reste von Muscheln und Schnecken feststellen konnte. Endlich will ich eines dem Steinberg entstammenden Stückes Felsgesteins der Tertiärzeit, eines grünlichen Basalts, Erwähnung tun, der in diesem Zeitalter als verhältnismäßig junges Ausbruchsgestein zu Tage kam. Gebirgsbildend kommt dieser Basalt in Süd-Schweden, in Schonen, vor.

Noch um ein beträchtliches könnte ich die Reihe der Steinberg-Geschiebe, die einen nicht unbedeutenden Teil meiner geologischen Sammlung bilden, erweitern. Doch denke ich, in dem Vorstehenden schon genügend bewiesen zu haben, wie unendlich viel Interessantes unser Berg zu bieten vermag, und wieviel ernste Forscherarbeit zu verrichten ist, um all die Geheimnisse, die Schriftzeichen, die Runen der Natur, die sie in die Steine eingrub und in den Schichten unseres Berges verwahrt, zu entsleiern und zu entziffern. Entschwundene Zeiten, ganze Weltzeitalter mit andersartigen Lebens- und Landschaftsformen ziehen an unserem Auge vorüber wie Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Mögen unsere Mitmenschen, und möge besonders unsere Jugend hinausziehen zu unserem Berg oder überhaupt in die freie Natur, ihre Wunder schauen und sich zurückfinden zur Natur; denn daran allein kann unsere franke Volksseele gesunden.

„Redende“ Wappen an Unterweser und Unterelbe.

Von

Dr. jur. Benno Eide Siebs, Geestemünde.

Während den wenigsten Menschen der Gedanke kommt, die Frage aufzuwerfen, wie unsere Familiennamen entstanden sind, ist es eigen, zu beobachten, daß bei der Betrachtung zweier wichtiger anderer Persönlichkeits- bzw. Familien-Abzeichen, nämlich der Hausmarke und des Familienwappens, fast von jedermann gefragt wird: Wie ist das vorliegende Wappen, die vorliegende Marke zu erklären? Und doch fällt gerade bei den Wappen in den meisten Fällen die Beantwortung bedeutend schwerer als bei den Familiennamen. Wenn z. B. eine Familie „Koopmann“ heißt, ist damit festgestellt, daß ein Vorfahre der Familie den Beruf eines Kaufmanns ausgeübt hat. Wenn aber eine Familie eine Wage im Wappen führt, liegt die Möglichkeit vor, daß derjenige Ahn der Familie, der das Wappen angenommen hat, von Beruf Kaufmann war, oder daß er etwa einen stark ausgeprägten Gerechtigkeitsinn inne hatte, vielleicht auch zur Rechtspflege in irgend welchen Beziehungen gestanden hat. Es ist aber auch denkbar, daß der Wappenträger eine besondere Vorliebe gerade für dieses Bild hatte. Wie in diesem, liegt es natürlich in zahllosen anderen Fällen. Die Entscheidung, welche Ursachen für die Bildung des Wappens ausschlaggebend und bestimmend waren, ist meistens schwer, oft überhaupt unmöglich.

Nun gibt es allerdings Fälle, die eine einfache und eindeutige Erklärung zulassen: ich meine, die sog. „redenden“ Wappen, d. h. Wappen, deren Figuren den Namen der wappführenden Familie darstellen.

Diese Wappen sind es, die den Laien in den Glauben versetzen, daß auch andere Wappen gleich einfach und gleich eindeutig zu erklären sind, und ihn deshalb auch in anderen Fällen nach der Bedeutung eines Wappens forschen lassen. Indes

stellen die redenden Wappen nur einen geringen Bruchteil der vorhandenen Wappen dar, begegnen uns andererseits nicht nur unter den Wappen des Adels, sondern auch der Bürger und Bauern, fehlen auch nicht in unserer Gegend, besonders in den Marschen an Unterweser und Unterelbe.

Dafür einige Beispiele:

Auf dem Kirchhof in Dedesdorf liegt die Grabstätte eines Organisten Petershagen, in dessen Wappen zu sehen ist ein Zaun, in dem zwei gekreuzte Schlüssel liegen. Seht man Zaunhagen und berücksichtigt, daß die Schlüssel das Zeichen des Petrus sind, so ist das Wappen eine wortgetreue Uebersetzung des Namens Petershagen.

In Bremen findet sich das Wappen einer Familie Wille. In seinem Schilde ist ein Kind zu sehen, das sich an einem Band festhält, dessen oberen Teil eine aus den Wolken hervorragende Hand hält: Das Bild stellt den (göttlichen) Willen dar.

In den Akten des Staatsarchivs Hannover liegt das aus dem 16. Jahrhundert rührende Wappen einer Hadelers Familie „Kreihahn“. In dem Wappenschilde ist rechts eine Krähe, links ein Hahn zu sehen.

Die Familie Krohn im Lande Hadeln führt einen Kranich, die Fink führen einen Finken, die Goes eine Gans, die Kann eine Kanne im Wappen.

Die genannten Namen eignen sich, wie nicht besonders bemerkt zu werden braucht, sämtlich wegen ihrer Eigenart zur bildlichen Darstellung. — Wie aber ist es mit den Namen, die abstrakte Begriffe wiedergeben, wie z. B. gewisse Vaternamen?

Es ist interessant, zu beobachten, daß sich unsere Vorfahren auch hier in manchen Fällen zu helfen gewußt und auch in solchen Fällen oft genug redende Wappen geschaffen haben, wenn auch dabei gelegentlich den Namen Gewalt angetan werden mußte.

Das prächtigste Beispiel in dieser Hinsicht bietet wohl das Wappen des Tanne Hering in Rodenkirchen, in dem eine Tanne und ein Fisch zu sehen sind.

Auch die wüdrden-osterstader Marsch liefert hierfür mehrere Beispiele. Die Beckens, deren Name von dem Vornamen Becke abzuleiten ist, führen zwei Bicken und die Haxsen, deren Name vom Vornamen Haxe stammt, zwei Haken im Schild, die Harten im Bielefeld eine Harke.

Im Lande Wursten endlich haben es die Familien Hars und Stoers verstanden, sich redende Wappen zu schaffen, indem die ersteren, die doch die Nachkommen eines Mannes namens Harre sind, ein Herz (plattdeutsch: Hart), die letzteren, die Nachkommen des Stetert, einen Stör in den Wappenschilde gesetzt haben.

Doch das sind schon Auswüchse des alten guten Wappenbrauchs, und die so gearteten Wappen verdanken ihre Entstehung auch durchweg erst einer späteren Zeit, etwa dem 17. und 18. Jahrhundert, d. h. der Zeit des Verfalls der Heraldik.

Zu begrüßen ist es daher, daß der Heimatbund der Männer vom Morgenstern, der sich in diesen Tagen ein Wappen geschaffen hat, nicht die Morgensternteule aufgegriffen hat, sondern entsprechend der ursprünglichen Bedeutung seines Namens als „Morgenstern“ den Stern der Maria als ein äußeres Abzeichen im Schilde tragen will.

Aus den Heimatvereinen.

Der Verein für Naturkunde an der Unterweser, der es als seine vornehmlichste Aufgabe betrachtet, Beiträge zur Erforschung der natürlichen Verhältnisse unserer engen Heimat zu liefern, kann am 6. November auf sein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Fr. Plettke.

Neue Heimatliteratur.

1. Im Verlag von August Bag in Hildesheim ist als Bd. II des im Auftrage des Historischen Vereins für Niedersachsen von Prof. Dr. C. Schuchardt herausgegebenen Werkes „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen“ erschienen:

Dr. A. Plettke †, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen. Mit 56 Tafeln. Subskriptionspreis 90 M.

2. Im Verlag des Hansa-Antiquariats (E. Hachmeister), Bremerhaven, beginnt im Oktober unter dem Gesamttitel „Hansa-Heimatlücher“ eine Reihe von kleineren Schriften heimatlischen Inhalts zu erscheinen:

Heft I: Fr. Plettke, Die Karlsburg. Historische Erzählung von der Unterweser. 2. Auflage.

3. Ein neuer Heimatkalendar, herausgegeben von R. Beckhusen-Geestemünde und J. J. Cordes-Bremerhaven, erscheint in diesem Herbst im Verlage von Borgardt, Bremerförde.

4. Das im Selbstverlag des Heimatbundes erscheinende neue Jahrbuch der Männer vom Morgenstern liegt im Manuskript fertig vor und wird an größeren Beiträgen Arbeiten von Direktor Dr. G. v. d. Osten, Lehrer B. Lopp, Assessor Dr. jur. B. E. Siebs, Amtsgerichtsrat Dr. R. Wiebald und Konservator Fr. Plettke bringen. Fr. Plettke.